

## II. Die Tradition des künstlerischen Arguments

### Geschichtsreflexion zwischen Wissenschaft und Dichtung

---

#### II.1. Die Goethezeit

Seit dem 18. Jahrhundert emanzipiert sich Geschichtsdeutung allmählich von der Theologie. Noch ein Hans Sachs vermischt zu Beginn der Neuzeit moralisierende Auslegung und Beschreibung von historischen Sachverhalten: »Hans Sachs' naive Geschichtsdramatik stopft die geschichtliche Welt in die Optik von Schusterstube und Meistersingerbühne; erste Lektionen in Geschichtsdramatik geben die Dichter des Humanismus. Der Autor der Barocktragödie paradiert mit dem ganzen Wissen des Polyhistors, aber der geschichtliche Vorgang bleibt Beispielfall, Exemplum, hingeordnet auf seine religiöse oder höfisch-politische Verweisungsfunktion – moralisches Exempel ist er für die Frühaufklärung« (Hinck 2006: 9). Selbst die schon als wissenschaftliche Geschichtsschreibung anerkannte Historiographie Gatterers, Schlözers und von Heerens (Jaeger/Rüsen 1992: 15) – also der historischen Klasse in Göttingen, die den Anspruch einer sich auf »historische Beweise« abstützenden »lauteren Wahrheit in der Geschichte« erhab (Gatterer 1773: 3) – entpuppt sich bei näherem Hinsehen als überraschend naiv und prinzipiengeleitet: Schloßer teilt die ganze Weltgeschichte in 1600-Jahres-Epochen ein, Daten werden zur besseren Merkbarkeit in Zahlen wie 888, 777, 666 umgewandelt, die biblische Schöpfungsgeschichte geht nahtlos in die empirische Historie über (Schlözer 1773: 46f.). Gatterer definiert als Ziel der Geschichtsschreibung ein »System von Begebenheiten« (Gatterer 1767: 79). Es ist Herder, der in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-91) die unwiederholbare Besonderheit des geschichtlichen Ereignisses hervorhebt und bis in seine Umkehrung der Lessingschen Betonung des Primates dichterischer Phantasie gegenüber historischer Faktizität auch das Geschichtsdrama von dokumentarischer »Richtigkeit« abhängig macht (Hinck 2006: 9f). Aber auch Herder betreibt selber noch keine empirische Forschung, sondern interpretiert Geschichte – wie schon der Titel seiner Schrift anzeigt – philosophisch, sodass das Verhältnis von Historiographie und synthetischer Deutung (ob philosophisch oder künstlerisch) offen bleibt.

Einen Einschnitt in der Geschichte dieses Verhältnisses markiert Goethes Drama *Götz von Berlichingen* von 1773, mit welchem dem Dichter »der Durchbruch zum historischen Drama in Deutschland« (Neuhaus 2006: 82) gelungen ist. Goethe erarbeitete sich auf der Grundlage eingehender dokumentarischer Studien empirische Anschauungen von den historischen Verhältnissen zu Beginn der Neuzeit (siehe Große 1993), und zwar nicht zum Zwecke der gedanklichen Konstruktion eines Geschichtssystems, sondern um die einmalige und spezifische Realität der betreffenden Zeit zu untersuchen. Signifikant ist dabei aber, dass er bei der Sichtung historischer Faktizität nicht stehen blieb, sondern sie nur als eine Voraussetzung auffasste, den eigentlichen synthetischen Schritt vollziehen zu können, den er in der Kunst – hier im Drama – umgesetzt sah. Die Verbindung von Empirie und Fiktion erhält bei Goethe eine neue Qualität. Es geht ihm um die autonome Wirklichkeit von Geschichte, die nicht mehr als Exempel oder Vehikel für eine teleologische Weltdeutung dient.<sup>1</sup> Literatur soll sich ganz an die sinnlichen, individuellen Verhältnisse historischen Lebens anschmiegen. Die Räumlichkeit des Stücks wird durch die geographische Faktizität von Landschafts- und Städtenamen (Franken, Spessart, Schwarzenberg, Jaxthausen, Bamberg, Augsburg, Heilbronn) definiert, und die Handlung bewegt sich genauso in die Wälder und Wirtsstuben hinein wie in Berlichingens Burg, den Speisesaal am bischöflichen Hof, in das Schlafzimmer der Adelheid von Walldorf, in ein Rathaus oder auf die Straße. Der *Götz* enthält 56 Szenenwechsel, von denen Goethe rückblickend selber sagt, dass er mit ihnen »alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte« (zit. in Neuhaus 1981: 86). Das Personal stammt nicht nur aus der höfischen Adelswelt, sondern ebenso aus dem Nürnberger Kaufmannsstand, dem niederen Militär, dem Bauerntum oder dem »Zigeunerlager«, sprachlich stehen juristische Latinismen neben poetischen Liedstrophäen und derber Mundart oder gar maurerischer Ritualsprache (bei dem Strafgericht über Adelheid, 5. Akt). Volker Neuhaus resümiert: »Auch wenn wir dies alles nicht aus den verschiedensten Quellen wüssten, zeugte allein die pralle Fülle der historischen, rechtlichen und ökonomischen Details im *Götz von Berlichingen* für Goethes gründliche Kenntnis der geschichtlichen Realien im Reich des 16. Jahrhunderts« (Neuhaus 2006: 83).

Natürlich könnte auch dies alles zur Illustration für eine bestimmte teleologische Aussage instrumentalisiert werden – entscheidend ist insofern letztlich die Tatsache, wie Goethe mit diesen historischen Detailstudien konkret umgeht. Charakteristisch ist, dass die Szenen ausgesprochen disparat bleiben, also dezidiert keinem vereinheitlichenden, übergeordneten Handlungs- und Deutungsrahmen unterworfen werden. Goethe betont im *Urgötz* sogar explizit die Tatsache, dass die beschriebenen historischen Ereignisse »ohne Verbindung unter sich selbst« stünden (SW I.1.: 496). Er ver-

---

1 Dem Historiker Luden hält er entgegen: »Die Menschheit? Das ist ein Abstractum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben« (Goethe 1959: 134). Neben diesem Gespräch mit Luden ist für den angesprochenen Zusammenhang die *Geschichte der Farbenlehre* sehr aufschlussreich, in der Goethe betont, »der schwache Faden« durch die Jahrhunderte werde »durch Individuen durchgeführt« (Goethe HA 14: 49). Deshalb – so Goethe in den *Maximen und Reflexionen* – vollziehe sich Geschichte diskontinuierlich: »Genau besehen kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datieren« (Maximen und Reflexionen 506, HA 12: 435).

zichtet auf ein vorausgesetztes gedankliches Einheitsbild von Geschichte, er respektiert ihre eigenständige, nicht systematisierbare Erscheinung, die ihn aber gerade in dieser Eigenschaft erkenntnismäßig anzieht. Er sucht durchaus nach einem Zusammenhang, erkennt aber an, dass dieser sich nicht spekulativ erfassen lässt.

Zu Recht weist Walter Hinck darauf hin, dass aus diesen Tatsachen nun keineswegs das Argument abzuleiten sei, mit dem Götz stelle das historische Drama die »eigentliche« Geschichte dar, »eine Rekonstruktion dessen, was tatsächlich war« (Hinck 2006: 9f.). Trotz der gründlichen historischen Recherche und der großen sinnlichen Genauigkeit ist der Götz Dichtung. Goethe hat eine Vielzahl bewusster künstlerischer Eingriffe in den geschichtlichen Stoff vorgenommen. Der reale Götz starb 80jährig 1562, der dichterische schon 1517. Historische Schlüsselereignisse wie den Bauernkrieg und den Tod Maximilians schiebt Goethe in einen einzigen zeitlichen Moment zusammen, eine Figur wie Sickening hat so, wie er sie zeichnet, nie existiert, die meisten Figuren – gerade auch solche maßgeblichen Protagonisten wie Weislingen und Adelheid – sind frei erfunden.

Obwohl Goethe um die Bedeutung historischer Faktizität weiß, verfügt er am Ende frei schöpferisch über die geschichtlichen Inhalte, weil er offensichtlich erst durch einen solchen Schritt – auf der Grundlage des empirisch Tatsächlichen, aber über es hinausweisend – den historischen Gegenstand erfasst sieht: »Diesem historisch richtigen Sachverhalt zuliebe hat Goethe die massivsten Eingriffe in die faktische Überlieferung vorgenommen« (Neuhaus 2006: 89). Dieser Sachverhalt besteht in der Herausbildung des modernen Staates und letztlich des neuzeitlichen Menschen überhaupt. Dieser Wendepunkt interessiert Goethe, denn in ihm und nicht in einer philosophischen Systematik nimmt er den historischen Zusammenhang wahr: Der Wandel ist an den geschichtlichen Ereignissen empirisch zu beobachten und zugleich weisen diese auf einen ursächlichen Hintergrund hin, der unsichtbar, aber wirksam ist – er vermittelt sich nicht der logischen Schlussfolgerung, sondern der Wahrnehmung. Goethe geht es hier um »den geheimen Punkt«, den er in seiner Shakespeare-Rede benennt, »in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt« (HA 12: 226). Auf diesen Zusammenhangsbegriff Goethes weist Volker Neuhaus hin, wenn er am *Götz von Berlichingen* die Intention des Dichters beschreibt, »das Individualdrama [...] auszuweiten zum Totalgemälde einer Zeitenwende« (Neuhaus 2006: 88).

Goethes kompositorisches Vorgehen korrespondiert mit seinen Äußerungen über den Umgang mit Geschichte: »Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch, wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfasst. Der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, inwiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß« (HA 14: 49). Goethe unterscheidet also Stoff und historische Realität. Die Dokumente an sich sind für ihn nur »Totengruft« und »Schlackenhalden vergangener Jahrhunderte« (WA 36: 78). Erst die kompositorische Gestaltung des Stoffes führt seiner Auffassung nach in die Geschichte hinein. Er distanziert sich von jedem naiven empiristischen Wahrheitsverständnis und betont immer wieder, dass sachliche Evidenz sich über die Wirkung eines Dokuments einstelle. In *Dichtung und Wahrheit* formuliert er: »Bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, kommt es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liegt das Ursprüngliche, Gött-

liche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung kann diesem inneren Urwesen etwas anhaben. [...] Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eigenen Innern verhalte, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde« (HA 9: 509f.). An anderer Stelle spitzt er diese Position radikal zu: »Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat« (HA 12, MuR 202). Das mit solchen Fakten durchaus auch historische gemeint sind, die den Wissenschaftler beschäftigen, erhellt sich aus einer Äußerung über Niebuhr, dessen Methode »durch ein ärmliches Wahres uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, dass jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben« (zit. in Bergemann 1981: 150). An den Historiker selber wendet er sich in einem Brief mit der Formulierung, an die Feststellung faktischer Gegebenheiten habe sich noch ein weiterer Schritt anzuschließen: »Wir thun's, wir verarbeiten das Gegebene, und wie? Als Poeten, als Rhetoren!« (zit. in Hensler 1839: 361).

Erst in der dichterischen Aufarbeitung der empirischen Erscheinungen liegt für Goethe Geschichtserkenntnis vor. Letztlich entspricht dies einer Fortführung und zugleich Vertiefung des aristotelischen Ansatzes in der *Poetik*: Wenn Goethe am 7. März 1801 an Schiller schreibt, der Dichter stehe »zwischen dem Philosophen und Historiker und befindet sich auf dem Gebiet des eigentlichen Gehalts, wenn jener die Form und dieser den Stoff bringt« (WA IV, 15: 188), dann bestätigt er einerseits genau die Kontrastierung von Dichter und Geschichtsschreiber, die auch Aristoteles vorgenommen hatte, andererseits differenziert er den Begriff des Philosophischen. Während Aristoteles als die höchste Erkenntnismethode die Philosophie anspricht, hebt Goethe den eigenen Wert des künstlerischen Zugangs zur Geschichte von der philosophischen Deutung ab: Diese ist für ihn offensichtlich genauso wenig geeignet, Geschichte zu erfassen, wie die empirische Historiographie – sie bildet nicht das Ziel der historischen Forschung, sondern ist zusammen mit dem Empirismus Teil einer Polarität, über die auf künstlerischem Wege hinaus zu gehen ist. Goethe begründet dies mit einem Motiv, das wir aus Schillers Ästhetik kennen. Das Spannungsverhältnis von Stoff- und Formtrieb, das Friedrich Schiller in den *Ästhetischen Briefen* beschreibt<sup>2</sup>, ist für Goethe auch auf den Umgang mit der Geschichte anzuwenden. Stofflichkeit als reines Faktenmaterial gelangt für Goethe nicht zur Form, also zu einer gedanklich-ordnenden Auswertung, und die Ordnung erreicht nicht die sinnlichen, einmaligen Inhalte der Geschichte – also die Individuen und ihre mannigfaltigen Handlungen. Weder als philosophische Idee noch als sinnliche Erscheinung ist die Substanz des Geschichtlichen, die Goethe »Ge-

<sup>2</sup> Besonders im 12. und 13. Brief, siehe Friedrich Schiller, Die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, SW V: 604-611

halt« nennt, erfasst. Geschichte wäre in diesem Sinne der *in* den Ereignissen liegende, aber nicht mit ihrer äußereren Erscheinung identische Zusammenhang.

Diese Perspektive kennzeichnet für mehrere Jahrzehnte die wissenschaftliche und künstlerische Erkenntnishaltung einer Reihe von Persönlichkeiten aus Goethes Umfeld. Friedrich Schiller war in seinen Arbeiten über die *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung* (1788), die *Gesetzgebung des Lykurgus und Solon* (1790), die *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* (1791-92) und andere historische Gegenstände von den Kreuzzügen über Friedrich I. bis zu Heinrich IV. konsequenter Empiriker<sup>3</sup>, besaß also nicht nur ein intensives philosophisches Interesse an der Geschichte – fast alle seiner Stücke haben einen explizit historischen Inhalt –, sondern er hatte zugleich einen erfahrungsgesättigten Begriff von der Stoffseite des Geschichtlichen. Über sechs Jahre unterbrach er seine dichterische Produktion für seine wissenschaftlichen Studien – die Professur in Jena folgte als schlüssige Konsequenz dieser Forschungstätigkeit. Schillers »hohes Bewusstsein der kritischen Methode« (Schieder 1960: 33) ist inzwischen hinreichend herausgearbeitet worden und – so Theodor Schieder bereits 1960 – »der wissenschaftsmethodische Nachweis« erbracht, »dass Schillers Quellenbenutzung in seinen Geschichtsdarstellungen viel gründlicher gewesen ist, als er selbst in seinen Anmerkungen und Äußerungen zugegeben hat« (ebd.: 34). Schieder resümiert: »Es unterliegt keinem Zweifel: der durchdringende Verstand des jungen Schriftstellers Schiller erkannte ohne Vorbild, ohne Lehrmeister die Grundgesetze der historischen Kritik, er litt darunter, sie nicht überall anwenden zu können« (ebd.: 36).

Bezeichnend ist aber, welche Motive Schiller in seiner Antrittsrede in Jena am 26. Mai 1789 mit dem Titel *Was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* als Historiker anspricht: Der historischen Quellenlage komme eine solche Unsicherheit und Zufälligkeit bei, dass nur der »philosophische Kopf« ihrer Herr werde und aus dem »Aggregat von Bruchstücken« ein »System« notwendiger Bezüge herstelle und ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft sicher stelle (SW IV: 763). Schiller schreibt der historischen Erkenntnis am Ende die Fähigkeit zu, »die ganze Weltgeschichte« zu erfassen, um das geschichtlich »einzigste Moment zu erklären« (ebd.: 759). Für ihn ist zu diesem Zeitpunkt unbezweifelbar, dass Geschichtserkenntnis in der Lage ist, die Fragmente historischer Quellen in der philosophischen Vernunft des Forschers als einem »Mittelpunkt« zu bündeln und »harmonisch« zu einem »Ganzen« zu ordnen (ebd.: 753).

Wir stoßen also erneut auf die aristotelische Unterscheidung von Historiker und Philosoph, und auch hier gehen Dichter und »philosophischer Kopf« direkt ineinander über, wenn es z.B. über den letzteren heißt: »Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand« (ebd.). »Philosophie« erscheint in der Antrittsrede wie ein Ziel- und Überbegriff für eine synthetische und produktive Deutung von Geschichte, die dem Dichter wie dem Denker zu eigen ist und diese von dem bloßen Historiker qualitativ abhebt. In seinen Briefen formuliert Schiller diese Aussagen persönlicher. An Körner schreibt er 1788: »Deine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das

3 Zu Friedrich Schiller als Historiker siehe Schieder 1960, Dann/Oellers/Osterkamp 1995, Süßmann 2000

willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reiten, sie zu beherrschen.<sup>4</sup> Im Dezember 1788 schreibt er programmatisch an Caroline von Beulwitz: »Der Vorzug der *Wahrheit*, den die Geschichte vor dem Roman voraushat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur ob die *innre* Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen *muß*, nicht ebenso viel Werth hat als die historische. Daß ein Mensch in *solchen* Lagen so empfindet, handelt, und sich ausdrückt ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen; und das muß der Dramatische oder Romandichter leisten. Die innre Übereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen seyn muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem den *Menschen* und nicht *den Menschen* kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtsschreiber ist oft in den Fall gesetzt diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist.<sup>5</sup>

Was bei Goethe der »eigentliche Gehalt« ist, erscheint hier als »innre Wahrheit«, die von »wichtigerer Art« sei als die »Richtigkeit« der historischen Darstellung. Hinsichtlich der Notwendigkeit, Geschichte zu ästhetisieren, um sie im besten Sinne wissenschaftlich zu machen, stimmen beide Dichter also unmittelbar überein, und die Zeitgenossen knüpfen an dieses Motiv immer wieder an. So begründet Hegel in seiner *Ästhetik* die Notwendigkeit der »Umwandlung« des rein historisch Festgestellten in Dichtung damit, dass erst auf diesem Wege die Essenz und damit die eigentliche Realität der Geschichte ansichtig würde: Die »Umwandlung« sei ein »Hauptberuf der Dichtkunst, wenn sie ihrem Stoffe nach den Boden der Geschichtsschreibung betritt. Sie hat in diesem Falle den innersten Kern und Sinn einer Begebenheit, Handlung, eines nationalen Charakters, einer hervorragenden historischen Individualität herauszufinden, die umherspielenden Zufälligkeiten aber und gleichgültigen Beiwerke des Geschehens, die nur relativen Umstände und Charakterzüge abzustreifen und dafür solche an die Stelle zu setzen, durch welche die innre Substanz der Sache klar herausscheinen kann« (Hegel, *Ästhetik* Bd. 2: 359). Auch Hegel bestreitet nicht die Notwendigkeit dokumentarischer Forschung, charakterisiert aber das Problem, das mit der Ebene empirischer Faktizität verbunden ist und geht argumentativ dabei noch etwas genauer als Schiller vor: Er beobachtet das erkenntnismäßige Mängelerlebnis nicht nur in der Reaktion auf das Lücken- und Bruchstückhafte der Quellen, sondern vor allem auf die »umherspielenden Zufälligkeiten« und die »gleichgültigen Beiwerke« der Faktenlage. Es gibt nicht nur die fehlenden Inhalte, sondern auch die überflüssigen: Wie nicht jede Handlung eines Menschen Ausdruck seiner individuellen Persönlichkeit ist, sondern sehr belanglosen und situationsbedingten Äußerlichkeiten entspringen kann, machen diese »Zufälligkeiten« gar keine Aussage über ihren Gegenstand und lenken die Untersuchung insofern ab vom »innersten Kern«, der »inneren Substanz« (an anderer Stelle: des »substanziel- len Gehaltes«; *Ästhetik* Bd. 1: 273) der Sache – wieder eine den Formulierungen Goethes

4 Brief vom 7. Januar 1788 an Christian Gottfried Körner, in: WB 11, S. 264

5 10./11. Dez. 1788, in: WB 11, S. 349f.

und Schillers sehr verwandte Terminologie. Eine erkenntnismäßig relevante Auskunft gibt ein Faktum für Hegel nur dann über seinen Gegenstand, wenn es in einem signifikanten *Zusammenhang* mit dessen Natur steht – also charakteristisch *verbunden* ist mit ihm und nicht »umherspielt«, also ohne notwendige Verbindung bleibt. Fakten bleiben demnach »gleichgültig«, wenn sie bedeutungslos bleiben, also sich durch keinen Ausagewert aus der unterschiedslosen Masse sinnlicher Daten herausheben. Fiktion bzw. Ästhetisierung wäre dann nicht willkürliche Erfindung zum Zwecke anschaulicher Verlebendigung, sondern das Herauspräparieren des wissenschaftlichen Sachverhaltes.

Genauso argumentiert auch Wilhelm von Humboldt – unmittelbar von Schiller inspiriert (siehe sein Brief vom 4. September 1830 an Goethe) – in seinem Aufsatz *Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers* von 1831. Er hinterfragt darin das Postulat der Historiker, Geschichtsschreibung bestehe aus der »Darstellung des Geschehenen«, indem er es zur Disposition stellt, was das »Geschehene« eigentlich sei. Er verweist darauf, dass die historischen Ereignisse nur *zum Teil* in der Sinnenwelt sichtbar seien: Was »dem Ganzen Gestalt gibt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und aufeinander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den inneren ursächlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht.« Bei der bloßen Anordnung der Fakten »stehenbleiben hieße die eigentliche, innere, in dem ursächlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufzuopfern, gewissen Irrtum wählen, um noch ungewissere Gefahr des Irrtums zu umgehen.« Geschichtsdeutung bestehe insofern also darin, den unsichtbaren Teil des Gegenstandes noch hinzuzufügen – womit der Historiker also letztlich zum Künstler werde. Für Humboldt ist solch eine Hinzufügung nicht Erfindung – vielmehr sei der Künstler in dem Sinne schöpferisch, »als dass er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte« (Humboldt 1831: 153). Noch in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts führt Friedrich Hebbel diese Argumentation fort. Der Dichter schaffe erst eine historische Ganzheit, indem er seinen eigenen Lebensprozess in das Werk hineingebe, der aber »durchströmt [werde] von unsichtbaren Elementen, die zu allen Zeiten im Fluss sind und neue Formen und Gestalten vorbereiten« (Hebbel 1843: 18). Am Empirismus kritisiert er, dass er »um recht geschichtlich zu werden, aus der Geschichte heraustritt und die Nabelschnur, die jede Kraft mit der lebendigen Gegenwart verknüpft, durchschneidet, um sie an die tote Vergangenheit mit einem Zwirnsfaden festzubinden« (Hebbel 1844: 322). Den unsichtbaren Teil der historischen Erkenntnis, auf den Humboldt verweist, versteht Hebbel als das eigene Innere des Historikers, in dem sich Geschichte real ereigne und das insofern jene eigentliche »Substanz«, von der seine bisher zitierten Vorgänger sprechen, enthält.

Die Konsistenz der zitierten dichterischen und philosophischen Positionen der Goethezeit lässt leicht übersehen, dass Schiller selbst bereits an der Schwelle zum 19. Jahrhundert diesen durch seine historiographischen Impulse geprägten Geschichtsbegriff kritisch in Frage gestellt und umformuliert hat. Er nahm von seinem optimistischen und z.T. spekulativen Geschichtsbild, wie es noch in seiner Jenaer Antrittsrede zum Ausdruck kommt, Abstand: Spätestens in seinem 1801 veröffentlichten Aufsatz *Über das Erhabene* erweist er sich als realistischer, dem dokumentarischen Faktum gegenüber aufmerksamer Empiriker. Er konstatiert in seiner Schrift »ein gesetzloses Chaos von Er-

scheinungen«, die von einem »gänzliche[n] Mangel einer Zweckverbindung« gezeichnet seien: »Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. [...] Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntnis –, wie sehr findet man sich da getäuscht! [...] Wie anders, wenn man darauf resigniert, sie zu erklären und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurteilung macht« (SW V: 802-804). Diese Wende in Schillers historischer Erkenntnisauffassung ist in der Forschung bislang viel zu wenig beachtet und ausgewertet worden. Nicht eine spekulativ vorgestellte ideelle Ganzheitlichkeit, sondern die Unvollkommenheit, die Abwesenheit eines historischen Gesetzes bildet nun für Schiller den Ausgangspunkt geschichtlicher Forschung: »Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und *nur* aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt« (ebd.: 803) – »erhaben« in dem Sinne, dass für Schiller die Freiheit des Menschen sich nicht aus einem rein philosophischen Begriff herleiten, sondern gerade im Fehlen der »Zweckverbindung« unter den empirischen Erscheinungen *erfahren* lässt.

Ausschlaggebend für Schillers Blickwendung war die Realerfahrung der Französischen Revolution – sie hat eine Zäsur in seinem historischen Denken ausgelöst und die Ablösung eines linearen Geschichtsbildes durch eine diskontinuierliche, die dialektischen Spannungsverhältnisse der Ereignisse betonende Anschauung zur Folge gehabt (siehe Koopmann 1995: 67f.). Die Empirie dieser unerwarteten, unkalkulierbaren und letztlich in die Zerstörung führenden historischen Ausbrüche stellten alle philosophischen Konstruktionen in Frage, aus denen Schiller einen teleologischen Sinnzusammenhang der Geschichte abgeleitet hatte. Schon vorher hatte er kritisch die Methodik seiner Geschichtsaneignung reflektiert – woran deutlich wird, dass seine historischen Synthesen keineswegs Ausfluss naiver Spekulationen waren. So schrieb er am 7. Januar 1788 an Körner, ihm sei deutlich, »daß die uneingeschränkteste Freiheit, in Ansehung des Stoffs, die Wahl schwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unserer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundstein zu einem solchen Gebäude abzugeben, welche uns Fakta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, d.h. an denen sich unser Eigenwillen nicht vergreifen kann« (NA 25: 2). Die empirische Wissenschaft würdigte Schiller als eine Methode, jenen »Eigenwillen« gegenüber der Geschichte zu disziplinieren und diese als sie selbst wahrnehmen zu lernen.

Ein Indiz für eine in diesem Sinne definierte Wissenschaftlichkeit bei Schiller ist sein Umgang mit den historischen Quellen. Otto Dann weist in seiner Studie über *Schiller, der Historiker und die Quellen* darauf hin, dass Schiller gerade diese Thematik sehr bewusst reflektierte. Er sah klarer als viele seiner Zeitgenossen und Kollegen, dass die Wissenschaftlichkeit der Geschichtsschreibung in Zukunft eng mit der Quellenfrage zusammenhängen würde und hier ein tiefgreifender Paradigmenwechsel anstand (Dann 1995: 109). Die Historiographie schickte sich an zu einer empirischen Wissenschaft zu werden: »Die Parallelität zu den aufstrebenden Naturwissenschaften ist unverkennbar: was dort als empirischer Beweis das Experiment war, war hier der kritisch erarbeitete Quellennachweis« (ebd.: 110). Schiller begrüßte diese Entwicklung uneingeschränkt, weil er die Bedeutung erkannte, die jetzt der Quelle zukam: Er fasste sie nicht

als bloßen Stofflieferanten auf, sondern als Grundlage, sich der Grenzen des eigenen Erkennens bewusst zu werden. Viel aktiver, als es gewöhnlich zur Kenntnis genommen wird, arbeitete Schiller an einer Methodik der Geschichtsdeutung, die den Begebenheiten keine »Gewalt antun«, sondern sich durch die Empirie korrigieren sollte – »es ist das Programm des Historismus des 19. Jahrhunderts, das hier in nuce formuliert wird« (ebd.: 117f.). Schiller schreibt nicht die Tradition der aufklärerischen Geschichtsphilosophie fort, sondern beteiligt sich offensiv an der Formung eines neuen historischen Wissenschaftsbegriffes, der die Glaubwürdigkeit geschichtlicher Erkenntnis auf die Überprüfbarkeit empirischen Quellenmaterials gründen möchte.

War Friedrich Schiller also bereits in den 80er Jahren durch sein kritisch-empirisches Bewusstsein an der Einbeziehung der Grenzen seiner Vorstellungsbildung in seine historische Erkenntnismethodik interessiert, so war es dennoch letztlich die empirische Geschichte selbst, die durch ihre Ereignisse seine Auffassung von Geschichte in ihren Grundlagen erschütterte und in Frage stellte. Man kann Schillers geschichtswissenschaftlichen Werdegang geradezu dabei beobachten, wie er sich in naher Bindung an die biographische Erfahrung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vertieft und erweitert. Erst die existenzielle Auseinandersetzung mit den Revolutionsereignissen in Frankreich, die demonstrierten, wie im Moment eines vordergründigen Durchbruchs historischer Vernunft, mit dem ein Zeitalter der Freiheit und Gerechtigkeit zu beginnen schien, zuletzt Chaos und Gewalt die historische Bühne eroberten und an die Stelle eines lang erwarteten Friedenszeitalters (so die Ankündigung Schillers in seiner Antrittsrede) europaweite Kriegsszenarien traten, befreite ihn von seinen gedachten Prinzipien historischen Fortschritts und öffnete seinen Blick für das Unzusammenhängende und Disparate der geschichtlichen Erscheinungen.

Entscheidend ist aber, dass dies bei Schiller nicht zu einer Resignation gegenüber der Geschichte führt, sondern ein gewandeltes Interesse an seinem Gegenstand evolviert, das seiner Methodik bewusst wird und einen neuen historiographischen Ansatz zur Folge hat. Wenn Ernst Schulin konstatiert, Schiller sei »nicht an kontinuierlichen historischen Entwicklungen interessiert«, und zugleich dessen dichterisches Interesse am Scheitern der Geschichte hervorhebt (Schulin 1995: 139), dann korrespondiert dies mit den bereits zitierten Äußerungen in dem Aufsatz *Über das Erhabene*, in dem Schiller die Erfahrung des »Mangels einer Zweckverbindung« und insofern der »Unbegreiflichkeit« nicht zum End--, sondern zum Ausgangspunkt des Erkenntnisinteresses macht. Die Erfahrung eines »gesetzlosen Chaos« an der Geschichte nimmt er zum Anlass, nach einer tieferen, nicht dem äußeren empirischen Bewusstsein zugänglichen Ebene von Zusammenhang zu fragen. Es erstaunt zunächst, wenn Schiller angesichts dieses Chaos zu dem Begriff des »Erhabenen« gelangt. Diese Paradoxie löst sich aber auf vor dem Hintergrund seiner Argumentation: Wenn die historischen Ereignisse sich in ihrer »Unbegreiflichkeit« einer gedanklichen Systematik entziehen, dann beweist das, dass Geschichte sich nicht in der Logik eines philosophischen Prinzips erschöpft (z.B. im Sinne hegelischer Dialektik), sondern wesentlich elementarer in den individuellen Antrieben menschlichen Handelns aufzusuchen ist. Das Fehlen von »Zweckverbindungen« ist für Schiller insofern geradezu ein Indiz für die Würde des Menschen, weil sie dokumentiert, dass er nicht einer Determination durch ein wie auch immer geartetes Telos unterworfen ist. Wenn sein Handeln und die daraus resultierenden ge-

seellschaftlichen Ereignisse nicht planbar sind, dann belegt dies, dass sein historisches Werden nicht festgelegt ist, sondern durchzogen ist von Momenten der Spontanität und Entscheidung – und damit der Freiheit. Erhaben ist die Geschichte für Schiller nicht durch den Glanz ihres Gelingens, sondern durch die Beispiele der menschlichen Bemühung, die Scheitern, Neuanfang, Impulse und Niederlagen mit einschließt und Ausdruck seines Strebens nach Freiheit ist.

Quellenkritischer Empirismus und am historischen Leben entwickelter Realismus haben bei Friedrich Schiller nicht zu einer endgültigen Abkehr, sondern umgekehrt zu einer neuerlichen Hinwendung zur künstlerischen Aufarbeitung von Geschichte geführt. Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass Schillers wichtigste Geschichtsdramen nicht einem unkritischen Vorstadium vor seinen historischen Arbeiten entsprangen, sondern erst nach seiner wissenschaftlichen Forschungstätigkeit entstanden sind (Koopmann, Frick, Dann, Oellers 1995). Die skizzierten Auseinandersetzungen mit der Französischen Revolution lösten bei ihm ästhetische Reflexionen aus, die vor allem dann in die *Ästhetischen Briefe* eimündeten und aus denen ein Entschluss zu einem dichterisch-historischen Neuanfang hervorging. Die Fiktion wurde für ihn »dann natur- (und geschichts-)notwendig, wenn sie über die ›Ursache der Erscheinungen‹ hinaus die ›Ursache in der Erscheinung‹ gleichsam ›offenbart‹, also das ›Wissen des Realisten‹ hinter (oder unter) sich lässt, da es ihr gelingt, bis zu Wahrheiten [des Idealisten] zu dringen« (Oellers 1995: 208 mit Bezug auf Schiller: NA 20, 494f.). Helmut Koopmann, der bei Schiller einen Abschied von einer auf Ursache und Wirkung, »Mittel« und »Absicht« fixierten und auf ein vernünftiges Ziel ausgerichteten Systematik feststellt und gleichzeitig bei ihm eine bewusste Hinwendung zur Poesie wahrnimmt, konstatiert: »Das ist, wenn man so will, ein Paradigmenwechsel, der kaum überschätzt werden kann« (Koopmann 1995: 69f.). Aus der Genese der Historiographie Schillers erhellt sich, dass sich diese Wendung nicht auf die bloße Darstellungsfrage reduzieren lässt, sondern den Erkenntniszugang zur Geschichte selber meint: Sein Begriff von poetischer Phantasie versteht »sich keineswegs nur in dem akzidentiellen und äußerlich-dekortativen Sinn einer gefälligen sprachlichen Einkleidung darstellungsneutraler historischer Sachverhalte (oder ›Factorum‹), sondern durchaus auf der fundamentalen Ebene der Gegenstandskonstitution selbst, der *poiesis* der in Rede stehenden geschichtlichen Phänomene und Befunde« (Frick 1995: 90). Das Ganze der menschheitlichen Entwicklung – ihr Zusammenhang – erschließt sich für Schiller erst in einer durch die Skepsis hindurchgegangenen Dichtung (ebd.: 97 u. 105), weil diese einerseits nicht mehr erkenntnistheoretisch naiv ist, andererseits nicht beim unverbundenen Aggregat empirischer Inhalte stehenbleibt.

Bezeichnenderweise haben moderne Historiker immer wieder bestätigt, dass Schiller z.B. mit seinem *Wallenstein* dessen historischer Individualität wesentlich nähergekommen sei als mit seiner historischen Schrift über den Dreißigjährigen Krieg (siehe Schieder 1960: 34 und Dann 1995: 124f.). Sein dichterischer Ansatz verstieß in diesen Fällen also nicht gegen historische Realität, sondern steigerte diese letztlich. Von dieser künstlerisch-philosophischen »Sinnwahrheit« schreibt Otto Dann im Hinblick auf Schiller: »Auch diese ist eine historische Erkenntnis, die auf quellengestützten Tatsachenwahrheiten basiert, aber gewonnen wird durch die Fähigkeit, sich von den Fakten und Quellen zu lösen, um das Wesen geschichtlicher Phänomene zu erfassen« (ebd.: 97).

124). Die Ambivalenz, in der Schiller mit solchen Positionen zwischen Wissenschaft und Kunst steht, liegt auf der Hand, und Otto Dann ist zuzustimmen, wenn er in ihr eine »Mittelstellung« zwischen Aufklärungshistorie und Historismus erkennt, in der sich eine Problemstellung im Umgang mit Geschichte ausdrückt, »die bis heute uneingelöst geblieben« ist (ebd.: 125). Er ist einen methodischen Weg von einer unreflektierten dichterischen Phantasie und teleologischen Philosophie über die empirische Wissenschaftlichkeit zu einem vertieften Begriff der ästhetischen Aneignung von Geschichte gegangen, erkenntnistheoretisch blieb er aber die Begründung schuldig, warum fiktive Erfindungen, ohne die keines seiner späten Geschichtsdramen auskommt, die Realität von Geschichte nicht verletzen, sondern zu deren Erkenntnis beitragen.

## II.2. Der kritizistische Einwand: Niebuhr und Büchner

### II.2.1. Barthold Georg Niebuhr

Mit dem anbrechenden 19. Jahrhundert und seiner radikalen Wende zu einem positivistischen Weltbild wurde das Geschichtsdenken der Goethezeit grundsätzlich in Frage gestellt, und zwar von historiographischer und dichterischer Seite gleichermaßen. Barthold Georg Niebuhr war der früheste Historiker, der mit den Mitteln der »Kritik« eine Bresche schlug für eine »objektive«, sich konsequent auf das empirische Quellenmaterial gründenden Geschichtswissenschaft. Seine *Römische Geschichte* von 1811 bildete eine Zäsur in der systematischen Auseinandersetzung mit der Historie.<sup>6</sup> Mit einer bis dahin ungekannten Präzision in der Sichtung einer schier unüberschaubaren Menge dokumentarischen Materials sezierte er die aus der Antike überkommene Tradition der Schriften eines Livius oder Dionysius von Halikarnass und wies nach, dass sie von einer solchen Fülle von Widersprüchen, Lücken und Ungenauigkeiten gekennzeichnet war, dass man die bisherigen Anschauungen von der römischen Geschichte vollständig zu revidieren hatte. Mit der bestechenden Überzeugungskraft empirischer Beweise wurde die Nachlässigkeit bisheriger historischer Untersuchungen und Urteile offengelegt – von wissenschaftlicher Seite aus war den »dichterischen« Erzählungen und philosophischen Synthesen der Boden entzogen. Die Macht der »kritischen Methode« schwächte nachhaltig die Autorität einer auf Phantasie rekurrierenden Geschichtsdeutung. Hier schon – nicht erst bei Ranke – ertönt das Wort von der »wirklichen Geschichte« und von einer Historik, die darstelle, wie es »wirklich geschehen« sei (Hensler 1839: 96 u. 191). So wurde Niebuhr auch einhellig zum »vorzüglichsten Begründer der modernen Geschichtswissenschaft« ausgerufen (Giesebrecht 1859: 9; fast wörtlich auch Dilthey in GS 3: 269 u. GS 11: 16, Bernheim 1885: 236 und Heuss 1968: 7).

Zunehmend verlor sich das Vertrauen in jene »innere Wahrheit« künstlerischer Geschichtsdarstellung, von der noch 20 Jahre nach Niebuhr Wilhelm von Humboldt sprach. Es ist bemerkenswert, wie sich trotzdem noch die Konkurrenz von Dichtung und Wissenschaft in der Schwäche hielt. Niebuhr entblößte in seinem Werk solche

<sup>6</sup> Zu Leben und Werk Niebuhrs siehe Karl Christ: Barthold Georg Niebuhr, in: Deutsche Historiker, Hg. H.-U. Wehler, Bd. VI, Göttingen 1980, S. 23-36